

492



Nr. 79

(2. Beilage.)

Freitag, den 3. April.

1903

Nachdruck verboten.

Der Harrasprung.

Von Gustav Lange.

Nach neunmonatlicher Abwesenheit kehrte Herzog Albrecht aus dem heiligen Lande mit seinem Gefolge in die Heimath zurück. Die Palästina-pilger hatten mancherlei Gefahren zu bestehen gehabt und sie alle waren daher von Herzen froh, als sie endlich den heimatlichen Boden wieder unter ihren Füßen fühlten. Es konnte natürlich Hermann von Harras nicht verborgen bleiben, was sich während seiner Abwesenheit ereignet hatte und schon in der Residenz erfuhr er davon. Er wollte sofort den Schlotheimer zur Rechenschaft ziehen und begab sich daher zum Herzog, dem er den Fall zur Entscheidung vortrug. Doch Herzog Albrecht besaß von jeher einen versöhnlichen, großmüthigen Charakter, der jederzeit gerne verzieh.

Nach einer kleinen Pause fuhr der Vater fort: „Nun, da hat sich der Schlotheimer eine böse Suppe bei Euch eingebracht“, so sagte der Herzog, ich habe die Worte selbst später aus dem Munde Eures Vaters erfahren. „Das traue ich ihm sehr wohl zu. Er ist zwar ein tapferer, kühner Ritter, aber von heimtückischer, hinterlistiger Gemüthsart. Wir wollen ihn beschämen, das ist das einzige Mittel, ihn zu bessern.“ Dem konnte Euer Vater nicht widersprechen, des Herzogs Wille war ihm Befehl.

Der sich gleichfalls zur Begrüßung des Landesherrn eingefundene Schlotheimer wurde auf der Stelle gerufen und es mochte ihm wohl nicht angenehm zu Mäthe gewesen sein, als er Euren Vater bei dem Herzog fand. Doch schon die nächsten Minuten sollten ihn belehren, daß er nicht Schlimmes zu befürchten hatte. „Göb von Schlotheim, Ihr seid während unserer Abwesenheit auf schlimmen Wegen gewandelt“, so rebete ihn der Herzog in grollendem Tone an. „Aber wir wollen uns die Freude über unsere Rückkehr nicht dadurch verderben lassen. Eure Strafe habt Ihr ja zum Theil durch die schlagfertige Hand der Frau Adelheid von Harras schon weg, es soll Euch daher unter der Bedingung vergeben werden, daß Ihr von heute an Frieden haltet mit dem Harras. Gelobt mir dies hiermit mit Eurem ritterlichen Handschlag.“

Nur ungern schlug der Schlotheimer ein, denn der Haß lag zu tief in seinem Herzen; es war ihm auch gar nicht Ernst mit seiner Zusage, Frieden zu halten, er gab sie, dem Zwange folgend, nur zum Schein und wie er den Herzog verließ, da sann er schon wieder darüber nach, wie er sich an Euren Eltern rächen könne. Diesen Haß löschte selbst der Tod nicht, denn als Hermann von Harras und seine Gattin einer ansteckenden Krankheit innerhalb weniger Tage zum Opfer fielen, da übertrug er denselben auf Euch, ihr einziges Kind. So, nun wißt Ihr, was Ihr von dem Schlotheimer zu erwarten habt; ich bin mit meiner Erzählung nun zu Ende.“

Nach diesen Worten erhob sich der Vater, er fühlte, daß nach dem, was er erzählt hatte, der junge Ritter allein sein wollte und er konnte ihm auch keinen Trost zusprechen, welche Hoffnung sollte er ihm denn machen.

„Ich danke Euch recht herzlich, frommer Vater“, sagte Dietrich von Harras traurig und reichte Vater Aufsehn zum Abschied die Hand. „Iwar benahmt Ihr mir jeden Funken Hoffnung, aber ich weiß nun wenigstens, wonach ich mein Handeln zu richten habe.“

3. Kapitel.

Dietrich von Harras sah noch lange in Gedanken versunken da, als der Vater ihn schon verlassen hatte, das kimmer-schwere Haupt auf den Arm gestützt. Er bemerkte es nicht, daß es unterdeß Abend geworden war. „Es bleibt mir nur noch eine Hoffnung“, sagte er endlich nach langer Zeit, nachdem mancherlei Pläne ihn beschäftigt hatten, „und die ist Herzog Albrecht, mein hoher Gönner, wenn es auch sehr zweifelhaft ist, ob es seiner Fürbitte gelingt, den Schlotheimer anderen Sinnes zu machen.“ — — —

Gleichsam als ein günstiges Vorbot, dem Herzog Albrecht seine Bitte vortragen zu können, mußte es Dietrich von Harras betrachten, als am andern Tag ein Bote die Mittheilung überbrachte, daß der Herzog zu längerem Aufenthalt auf seiner nicht weit von Lichtenwalde entfernt liegenden Burg Wolfenstein eingetroffen sei, um in den dazu gehörigen umfangreichen Wäldungen dem Jagdvergnügen nachzugehen und nun den jungen Ritter zu sich entbot.

Dietrich von Harras warf sich rasch auf sein Roß; in seiner tiefen Bekümmerniß war ihm diese Abwechslung willkommen. Nach einem scharfen Ritt erreichte er gegen Mittag die Burg Wolfenstein, das rege Leben und Treiben in dem sonst so stillen Burghof verrieth ihm schon die Anwesenheit des Herzogs und nachdem er einem Knappen sein Pferd übergeben, ließ er sich sofort bei dem Landesfürsten melden.

Der Herzog, welcher gegen seine Lieblinge und Getreuen nicht wie ein Gebieter, sondern wie ein Freund und Kriegsgefährte sich benahm, war nicht der Mann, der höfliche Sitte und Eitelkeit liebte. Zu seinen ganz besonderen Lieblingen gehörte nun auch Dietrich von Harras, dessen früh verstorbener Vater ein treuer Kampfgenosse des Herzogs gewesen war.

„Fürwahr, wir haben uns längere Zeit nicht gesehen, mein lieber Harras“, sagte der Herzog freundlich nachdem der junge Ritter seinen ehrerbietigen Gruß dargebracht hatte. „Doch mir will es scheinen, als sei Euer Blick nicht so frei und zuversichtlich wie sonst! Sagt, was fehlt Euch?“

Der junge Ritter schwieg; eine heiße Blutwelle stieg ihm in das Gesicht und er schlug vor dem forschenden Blick des Herzogs den seinigen zu Boden.

„Ei, ei, Ihr könnt mir ja gar nicht mehr frei in das Antlitz sehen“, fuhr der Herzog fort. „Boß Tausend, das muß doch etwas ganz Besonderes sein, was Ihr vor mir zu verbergen habt!“

Harras wollte sprechen und sich vertheiligen, aber der Herzog schnitt ihm abermals das Wort ab.

„Laßt's jezt gut sein, mein lieber Harras, ich kann mir schon denken, was Euer junges Herz bedrückt. Bin doch auch einmal jung gewesen, freilich geht es nicht immer nach den Wünschen. Doch wir sprechen später davon. Zählt auf mich in allen Fährnissen und Nothen.“

Wohl einen halben Tag später als Dietrich von Harras langte auch Göb von Schlotheim auf Burg Wolfenstein an, um den Landesfürsten zu begrüßen. Der junge Ritter hatte während dem schon Gelegenheit gefunden, dem Herzog gegenüber sein Herz ausschütten zu können und fühlte sich dadurch merklich erleichtert, zumal ihn der Herzog seines ganz besonderen Beistandes versichert hatte.

Göb von Schlotheim wurde wüthend, als er erfuhr, daß Dietrich von Harras schon einen halben Tag vor ihm bei dem Herzoge weilte. Auf den Schloßvoigt von Wolfenstein entluden

sich die ersten Ausbrüche seiner Wuth, weil er ihn später als den anderen von der Ankunft des Herzogs unterrichtet hatte.

„Und dieser junge Fant läuft mir hier wieder den Rang ab, gerade wie sonst überall sein Vater“, sprach er ingrimmig vor sich hin, nachdem er den Schloßvoigt abgefanzelt hatte. „Diese ganze Sippchaft hasse ich und dieser Thor will um die Hand meiner Tochter werden. Ha, ha, es ist zum Lachen, mit Hundstasche lasse ich ihn heken, wenn er es wagen sollte, ihr zu nahe zu kommen!“ — — —

Er hatte nach diesen Worten sich in das von dem Schloßvoigt angewiesene Zimmer begeben und sich einen tüchtigen Humpen Wein ausgeben, denn vom scharfen Ritt war ihm die Kehle ausgetrocknet und er mußte sich erst stärken, ehe er dem Herzog gegenübertrat. Seine anfänglich schlechte Laune wurde noch verschlimmert, als ihm statt eines Dieners ein Mädchen den verlangten Humpen Wein darreichte.

„Warum schickt der Voigt keinen Diener, sondern bloß eine Dirne zu meiner Bedienung?“ fuhr er das Mädchen barsch an. „Die sämtlichen Diener sind in Aufträgen abwesend, da müßt Ihr, Ritter Götz von Schlotheim, nun schon einmal mit einer armseligen Dirne, wie ich bin, Euch begnügen lassen“, entgegnete das Mädchen, Susanne mit Namen, schnippisch.

„Wettermädel Du, den Mund hast Du auf dem rechten Fleck und da Du auch sonst eine schmeiche Jungfer bist, so will ich mir Deine Bedienung gefallen lassen“, versetzte Götz von Schlotheim. „Doch höre einmal aufmerksam zu, es fällt mir soeben etwas ein, dazu könntest Du vielleicht die rechte Person sein.“

„Ich höre zu, Herr Ritter“, entgegnete das Mädchen.

„Der Herzog bleibt wohl längere Zeit auf dem Wolfenstein?“

„Wie ich so zufällig vernommen habe, ja!“

„Da wird wohl auch der Ritter Dietrich von Harras öfters um ihn sein; den kennst Du doch?“

„Wer sollte den hübschesten Rittersmann auf viele Meilen in der Runde nicht kennen, gleichviel ob vornehm oder gering, und jedes sieht ihm gerne in das Gesicht — Eure Tochter Luitgarde wird wohl auch die Letzte nicht sein!“

„Laßt meine Tochter ganz aus dem Spiele; was die denkt und treibt, kümmert Dich nichts!“ fuhr der Schlotheimer, erhob über diese Buttrlichkeit, das Mädchen ärgerlich an.

Das erschrockene Mädchen wollte sich eilig entfernen, denn die rauhe Art des Schlotheimer ließ sie nichts Gutes vermuthen, doch derselbe hielt sie zurück und drückte ihr einen Beutel mit Geld in die Hand.

„Nein, nein, was denkt Ihr von mir, Herr Ritter; glaubt Ihr meine Tugend mit Geld zu bestechen“, wehrte sich das Mädchen, den Beutel anzunehmen und sträubte sich dagegen, im Zimmer zu bleiben.

„Märrin, Du, was denkst Du denn, was ich dafür verlange und wofür ich Dich belohnen will. Bleibe und höre mich erst an, was ich Dir zu sagen habe; die Dienste, welche ich von Dir verlangen will, sind ganz harmloser und ehrbarer Art!“

Die Neugierde des Mädchens wurde nun doch rege und der Beutel mit den Münzen, den sie nach einigem Sträuben doch angenommen hatte und nun in ihrer Hand hielt, verfehlte seine Wirkung nicht.

„Also, was ich von Dir verlange, ist weiter nichts, als daß Du in Erfahrung bringst, was der Herzog und der Harras miteinander verhandeln, wenn sie beisammen sind“, fuhr Götz von Schlotheim fort, als er sah, daß das Mädchen geneigt schien, ihn anzuhören. „Es wird dies Dir ein Leichtes sein, wenn Du es nur schlaun anfängst und Augen und Ohren offen hält.“

„Ja, aber —“

„Kein aber, willst Du? Ich füge diesem Beutel Geld jedesmal einen neuen hinzu, sobald Du mir eine Nachricht überbringst; wie Du das anfängst, überlasse ich Dir. Doch damit Du siehst, daß es sich durchaus um nichts Schlechtes handelt, so will ich Dir sagen, worauf es in erster Linie ankommt. Der Harras begehrt meine Tochter zur Gattin, niemals wird er sie aber erhalten, und ich vermuthete nur, er wird sich dieserhalb hinter den Herzog stecken. Darum will ich vorher genau unterrichtet sein, was die beiden vorhaben und dazu brauche ich Dich. So, nun weißt Du, um was es sich handelt, und ich erwarte Dich, sobald Du mir die erste Botschaft bringen kannst.“

Mit bröhnenden Schritten verließ Götz von Schlotheim das Gemach, ohne erst eine Antwort des Mädchens abzuwarten, um sich nunmehr zum Herzog zu begeben. Er war fest davon überzeugt, daß der versprochene Lohn seine Wirkung gewiß nicht verfehlen werde, besonders auf eine armselige Dienerin, der dadurch für ihre Verhältnisse ziemlicher Reichtum winkte und zur Befriedigung von Wünschen, die sie gewiß auch hatte,

bielen konnte. Er war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß wenige seinen Lockungen widerstehen würden.

Das Mädchen stand noch einen Augenblick verlegen da, es war alles Wahrheit, was sie soeben erfahren, denn dafür zeugte der Beutel mit Münzen in ihrer Hand. Sie sollte die Vertraute eines Ritters sein und dafür noch reich belohnt werden, diese Aussicht war für sie doch zu verlockend und sie nach einigem Besinnen auch entschlossen, das Verlangen des Götz von Schlotheim zu erfüllen.

„Ach, es ist doch nichts Schlechtes, was er verlangt, und wenn er seine Tochter dem Harras nicht geben will, so ist das schließlich seine Sache und geht den Herzog auch nichts an“, redete sie sich ein, um die schließlich doch immer noch in ihr aufsteigenden Bedenken zu beschwichtigen. „Nun aber heißt es Augen und Ohren aufhalten.“

So hatte Götz von Schlotheim eine Rundschafterin gewonnen, durch deren Mithilfe er seine finsternen Rachepläne um so sicherer auszuführen gedachte, wovon Dietrich von Harras nicht die geringste Ahnung hatte. Er hatte seine letzte Hoffnung auf den Herzog gesetzt, aber auch diese mußte sicher scheitern, wenn Götz von Schlotheim jedesmal schon vorher von Allem unterrichtet, was man mit ihm und gegen ihn vornehmen wollte.

4. Kapitel.

Doch ehe wir weiter fortfahren in unserer Erzählung, müssen wir um einige Zeit zurückgehen, zu der ersten Begegnung, welche Dietrich von Harras mit Luitgarde, der Tochter des Götz von Schlotheim, hatte und welche von tief einschneidender Bedeutung für sein ganzes Leben werden sollte.

Es war kurz nach dem Tode seiner Eltern, als er an einem schönen Sommertage auf seinem Roß das Schloß verließ und einen kurzen Jagdausflug unternahm. Da er ohne ein bestimmtes Ziel fortgeritten war, so hatte er seinem treuen Roß die Führung eigentlich überlassen und schien es gar nicht zu bemerken, daß er sein eigenes Gebiet bereits verlassen hatte und sich auf fremdem befand. Da in einer hübschen Birkenwaldung fand er sauber angelegte Gänge, die er verfolgte, sie führten zu einer dichten Laube. Neugierig stieg er vom Pferde, band es an einen Baum und betrat in gespannter Erwartung die Laube.

Aber seine Erwartung wurde noch bei weitem übertroffen, denn im Hintergrunde der Laube bemerkte er eine reizende Jungfrau, die Blumen und Gräser zu einem Kranze wand. Im ersten Augenblick war er starr über diese liebliche Erscheinung und wagte es gar nicht näher zu treten. Mit einem leisen Aufschrei über das plötzliche Erscheinen des ihr unbekannten Ritters sprang das Mädchen plötzlich auf und floh durch einen zweiten Ausgang aus der Laube.

Fortsetzung folgt



Ein Verbrechen.

Nach dem Dänischen von Ernst Clausen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Doch wer war Gerhard Carstropp? Der Liebhaber meiner Frau! Wie könnte ich das je vergessen?

Carstropp und Gerda!

Ich „kaufte“ sie, so sagte sie mir wenigstens, als ich die Wahrheit entdeckte. Sie sagte mir in ihrer Wut, ihr Vater hätte sie an mich verschachert wie ein Sklavenhändler in Stambul seine menschliche Ware auf dem Markte verkauft. Sie hatte nicht so unrecht, denn was konnte ich, der alte, reiche Chemiker, ihrer Jugend bieten? Was konnte ich ihr weiter bieten, als Geld und Luxus? Doch eins war wenigstens sicher, ich liebte sie mit tiefer aufrichtiger Zuneigung.

„Was tut der Altersunterschied zwischen uns?“ sagte sie eines Tages und schmiegte sich an mich. „Es ist besser, eines alten Mannes Liebling, als eines jungen Sklavin zu sein. Und dann bist du auch berühmt, und du kannst mir glauben, für eine junge Frau wie ich spielt das eine größere Rolle, als wenn du ein hübsches Gesicht hättest.“

Ich war blind und dumm. In meiner Unkenntnis und Schwäche ließ ich mich von ihren Schmeicheleworten betören, schloß die Augen und machte das junge Mädchen zu meiner Frau.

Zuerst waren wir unendlich glücklich; ich vergötterte sie, erfüllte alle ihrer Wünsche und umgab sie mit allem erdenklichen Luxus und Komfort. Auch sie schien Zuneigung, ja, sogar fast Liebe für mich zu empfinden.

Ach Gott! Was war das für eine Komödiantin! Wie

ich es entdeckte? Ich will ruhig darüber nachdenken. Ruhig! Wie kann ich ruhig über eine Sache nachdenken, die zuletzt zu einem Verbrechen führte.

Einem Verbrechen! Wer spricht von Verbrechen? Habe ich mich irgend eines Verbrechens schuldig erklärt?

Ist das hier vielleicht doch ein Gefängnis?

Wir waren zwei Jahre verheiratet, als mich ein Kriminalfall plötzlich nach Christiana rief. Ich hatte geglaubt, 14 Tage fortzubleiben, doch schon nach einer Woche war ich mit meiner Arbeit fertig und konnte wieder nach Hause zurückkehren.

Auf der Reise von Christiana dachte ich stets an meine junge Frau, und schon freute ich mich, wie ich sie damit überraschen wollte, daß ich eine ganze Woche früher, als beabsichtigt, kam.

Als ich mich meinem Hause näherte, war es bereits dunkel, mit klopfendem Herzen öffnete ich die Entree- und sahnte den Augenblick herbei, da ich meine geliebte Gerda in die Arme schließen konnte.

Ich stand bald vor der Tür ihres Boudoirs und drückte leise die Türklinke herunter. Es war dunkel im Zimmer, weshalb ich auf der Schwelle stehen blieb, denn ich nahm an, sie liege auf dem Kanapee und schlummere ein wenig. Doch bald schlugen flüsternde Stimmen an mein Ohr.

„Es sind Fremde da,“ dachte ich bei mir selbst und wollte mich bereits zurückziehen, als ich die Stimme meiner Frau vernahm, die leise auf eine Person einsprach, die ich im Dunkeln nicht unterscheiden konnte.

Nicht einmal in diesem Augenblick ahnte ich die furchtbare Wahrheit. Ich stierte nur ins Dunkel und suchte zu erraten, mit wem meine Frau sprach, doch ich konnte nichts weiter erkennen, als die unkenntlichen Umrisse zweier Gestalten, die nebeneinander auf dem Kanapee saßen. Die eine, das wußte ich — war Gerda, doch wer war die andere? Ich blinder Narr glaubte zuerst, die andere Gestalt wäre ihr Vater.

Ihre Worte sollten mich bald eines anderen belehren.

„Gerhard,“ flüsterte sie, und jedes ihrer Worte traf mich wie ein Dolchstich. „Gerhard, wirfst du mich auch immer lieben?“

„Wie kannst du daran zweifeln, teure Gerda,“ antwortete er. „Habe ich dich nicht immer geliebt, längst bevor du dich opferdest, diesen alten Mann zu heiraten? Habe ich dich nicht geliebt, daß ich fast wahnsinnig wurde, als ich dich zu verlieren fürchtete? Ich kann dir nur sagen, daß ich es nicht ertragen kann, dich als Gattin dieses Mannes zu wissen, dem du dich verkauft hast.“

Mit furchtbarer Kraftanstrengung unterdrückte ich die Worte, die über meine Lippen stürmen wollten, und preßte meine Hände zusammen, daß mir das Blut aus den Nägeln sprang.

„Es mußte sein,“ sagte jetzt meine Frau. „Wir beide konnten uns nicht heiraten, so lange dein Onkel lebte, und es war auf die Länge unmöglich, auf seinen Tod zu warten. Uebrigens werde ich meine Rolle schon gut spielen, du sollst keinen Grund haben, mich zu tadeln, und niemand — niemand soll je die Wahrheit erfahren.“

Ich konnte mich unmöglich weiter ruhig verhalten. Ein dumpfes Entsetzen bemächtigte sich meiner, und vielleicht stiegen schon damals Mordgedanken in mir auf. Ich wollte mich auf sie stürzen, doch meine Vernunft kam mir im letzten Augenblick zu Hilfe.

Ich empfand jetzt nur noch ein Gefühl: Haß. Doch um mich wirklich rächen zu können, bedurfte es mehr, als der Worte, und ich wußte, daß ich in einem Kampfe mit dem jungen, athletisch gewachsenen Mann den kürzeren ziehen würde.

Nein, ich mußte meine Rache auf andere Weise befriedigen. Noch eine kurze Zeit mußte ich meine lächerliche Rolle weiter spielen, und wenn das Paar ganz sicher war und am wenigsten etwas ahnte, dann mußte ich sie beide mit einem Schlage vernichten.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, schlich ich mich leise fort, ebenso leise, wie ich gekommen war, und reiste zurück nach Christiana, wo ich mich noch eine Woche aufhielt, wie es vorher bestimmt gewesen war.

Nach diesem Abend besuchte er mein Haus öfter als je zuvor. Das konnte übrigens ganz ruhig geschehen, denn Gerhard war Assistent bei seinem Onkel, der unser Haus-

arzt war, und meine Frau war zu dieser Zeit häufig krank. Unser Hausarzt, ein älterer Mann, interessierte sich für diese leichten Krankheiten nicht besonders, die seiner Ansicht nach nur eine Folge eines zu luxuriösen und unbeschäftigten Lebens waren. Was war da natürlicher, als daß er als Vertreter seinen jungen Assistenten sandte, gegen den meine Frau gewiß nichts einzuwenden hatte.

Ich begegnete ihm höflich — fast herzlich, und mit Ausbietung aller Willenskraft zwang ich mich, ihm die Hand zu drücken und hieß ihn willkommen, während eine Stimme in meinem Innern nach Rache schrie und ich mich danach sehnte, dem Schurken meinen Haß ins Angesicht schleudern zu können.

Schließlich kam die Gelegenheit, nach der ich förmlich sechzte. Sein Onkel Jens Carstropp starb plötzlich im Alter von sechzig Jahren.

Kurz vor seinem Tode hatte ein heftiger Streit zwischen ihm und seinem Neffen stattgefunden, der damit endete, daß der Arzt eine Drohung ausgesprochen hatte, die Gerhard schon früher gehört, er wolle nämlich seine große Praxis und sein bedeutendes Vermögen einem entfernten Verwandten hinterlassen. Darauf erwiderte Gerhard in heftigem Tone, Carstropp solle sich mahigen, wenn er noch länger leben wolle, und keine derartigen Drohungen aussprechen. Die letzte Bemerkung hörte der Diener des Arztes Jakob Andersen mit an.

Derselbe Diener erhielt einige Minuten später den Auftrag, zwei Glas Wasser in das Spechzimmer zu bringen, und bemerkte nun, daß Gerhard, während sein Onkel ihm den Rücken wandte, ein Pulver in das Glas schüttete. Bevor Andersen seinen Herrn noch warnen konnte, ergriff dieser das verhängnisvolle Glas und leerte es mit einem Zuge.

Einige Minuten später stürzte der Doktor bewußtlos zu Boden, und bei der Untersuchung, die man sofort vornahm, wurde konstatiert, daß der Tod eingetreten war.

Auf dem Tische stand ein Fläschchen, das das furchtbare Gift Digitalin enthielt.

Gerhard Carstropp wurde unter der Anklage, seinen Onkel ermordet zu haben, auf der Stelle verhaftet. Das unglückselige Glas, das der Diener gefunden, wurde dem Gericht übergeben.

Nie werde ich die teuflische Freude vergessen, die sich meiner bemächtigte, als ich hörte, daß er verhaftet war.

Natürlich wurde mein Zeugnis als Gerichtschemiker angerufen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er bleich wie ein Leuter da stand und sich bemühte, die furchterliche Anklage von sich abzuwälzen.

„Mein Onkel hatte ein heftiges Temperament, und wenn er ärgerlich wurde, sagte er oft Dinge, die er gar nicht so meinte und die ihm bald wieder leid taten,“ sagte Gerhard im Verhör. „Und was die Worte betrifft, die der Diener von mir gehört haben will, so sprach ich sie einzig und allein in der Absicht aus, ihn zu beruhigen. Ich wußte, mein Onkel neigte zum Schlagfluß, und fürchtete, seine Heftigkeit könnte ihm einmal verhängnisvoll werden.“

„Zeugnen Sie, in Ihres Onkels Glas ein Pulver geschüttet zu haben?“ lautete die Frage, die dem Angeklagten jetzt vorgelegt wurde.

„Ja, ich leugne es auf das Bestimmteste, in meines Onkels Glas etwas hineingeschüttet zu haben,“ versetzte er. „Ich werde auch dafür eine Erklärung liefern. Ich habe längere Zeit die unselige Gewohnheit gehabt, in kleinen Dosen Morphium zu nehmen, da ich an einer Krankheit leide, die mich oft in hohem Grade peinigt. Das wußte mein Onkel ganz genau und hatte mich mehrmals gebeten, es zu unterlassen, ja, er hatte es mir sogar direkt verboten.“

„Und ihn nicht zu ärgern, schüttete ich das Pulver in mein Glas, als meinen Onkel mir einen Augenblick den Rücken wandte. Unglücklicherweise griff mein Onkel nach meinem Glase und leerte es; ich erhob keinen Einspruch, denn ich wußte, die kleine Dosis Morphium war unschädlich; auch fürchtete ich, er würde durch meine Worte nur noch mehr in Aufregung geraten.“

Bei der Obduktion der Leiche stellte es sich als richtig heraus, daß der Verstorbene Neigung zum Schlagfluß

gehabt haben mußte, doch ob er wirklich an einem Schlaganfall gestorben war oder an einer Vergiftung, das aufzuklären, überließ man mir.

Im Fall ich erklärte, es hätte sich keine Spur von Digitalin vorgefunden, ging Gerhard Carstropp frank und frei aus und erbte die Praxis und das große Vermögen seines Onkels.

Wenn ich dagegen bewies, daß der Verstorbene an Digitalinvergiftung verstorben war, konnte nichts auf der Welt ihn retten.

Mit welchem Eifer ich in jener Nacht in meinem Laboratorium arbeitete, das läßt sich nicht beschreiben.

Vor mir stand ein Glas, das Digitalin enthielt; ich experimentierte damit, und als die Morgensonne ins Zimmer schien, war ich zu einem Resultat gekommen. Jetzt hatte ich mich gerächt und Gerhard Carstropp's Tage waren gezählt.

Als ich meinen Bericht niedergeschrieben und in ein Kuvert gesteckt hatte, warf ich zufällig einen Blick in den Spiegel und fuhr vor dem Bild, das sich meinen Augen bot, entsetzt zusammen. Jetzt erst begriff ich, was der nächtliche Kampf mich gekostet hatte.

Der Kampf, den das gute und böse Prinzip in mir gekämpft, hatte mein Haar schneeweiß gefärbt und mich gealtert, so daß ich ausah wie ein Greis.

Was nachher geschah, steht vor mir, wie ein ferner, verschwommener Traum. Meine Gefühle waren ein einziges, wildes Grab; bald erfüllte mich eine jubelnde Freude des Triumphes, und bald war ich in die hoffnungsloseste Verzweiflung versunken. Manchmal fühlte ich ein wildes Verlangen, die Wahrheit zu gestehen, manchmal beherrschte mich nur ein einziges Gefühl: wahnsinniger Haß gegen das Weib, das mich so schändlich betrogen und mich zu einem Verbrechen verleitet hatte, denn es war ein schreckliches, grauenvolles Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht, das Tag und Nacht an mir nagte und mich zu Tode quälte.

Alles steht verschleiert vor meinen Blicken; nur an eins erinnere ich mich deutlich. Der Angeklagte stand blaß, doch ruhig im Gerichtssaal; mit so einem männlichen Auge sah er mich an und erwartete von mir seine Rechtfertigung.

Und im Hintergrunde des Saales bemerkte ich eine große, schlanke Frauengestalt, deren todesblaßes Angesicht mir zugekehrt war, als ich an den Zeugentisch trat.

Wie in weiter, weiter Entfernung vernahm ich das Echo meiner eigenen Stimme, als ich meinen Befund ablas. Ich sehe jetzt noch deutlich, wie jedes meiner klaren, scharfen Worte alle Anwesenden von der Schuld des Angeklagten überzeugte, — alle, ausgenommen ihn und sie.

Er sah bestürzt und ängstlich aus, während ihr Gesicht mit jeder Sekunde mehr den Ausdruck des gräßlichsten Entsetzens annahm.

Ich höre noch, wie der Obmann der Geschworenen mit erhobenem Stimme sein fürchterliches „Schuldig“ sprach und einen Augenblick später die Worte: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ Diesen Worten folgte ein lauter, halb von Weinen erstickter Schrei, und eine Minute später wurde eine Frau bewußtlos aus dem Saale getragen. Das war sie, Gerda — sie, die einst mein Weib gewesen. Das letzte, was ich hörte, war der wilde, triumphierende Schrei und das wahnsinnige Lachen, das ich ausstieß, — ein fürchterliches Lachen, das ich nie vergessen werde; dann ward alles finster vor meinen Blicken und ich erinnere mich an nichts mehr.

An gar nichts mehr! Und jetzt wache ich auf und finde mich hier in einer Irrenanstalt. Hahaha! Ich — Professor Hans Christensen, der berühmte Chemiker, in einer Irrenanstalt! Hahaha! —

Das Rätsel liegt jetzt klar zutage, doch, wenn ich von meinem Verbrechen erzähle, wird mir niemand glauben, — dann ich bin ja wahnsinnig, wahnsinnig!



Wir bemerken nie, wenn man uns zu lieben beginnt, aber immer wann die Liebe beginnt — aufzu hören.



Chronisch kalte Füße.

Chronisch kalte Füße gehen gewöhnlich mit inneren Krankheiten einher, mögen diese bereits voll ausgebildet oder noch in der Entwicklung begriffen sein. Meist sind sie die Ursache, bisweilen aber auch die Wirkung solcher Krankheiten. Gleichwohl wird fast immer nur zu den bequemsten, wenn auch noch so falschen oder unzureichenden Auskunfts Mitteln geschritten: dicke oder gar doppelte wollene Strümpfe, warme Schuhe, starkes Heizen der Zimmer, Wärmflaschen u. s. w. Diese Mittel können aber die Füße nur für den Augenblick erwärmen, nie aber für die Dauer warm halten. Nur wenn wir die Ursachen der kalten Füße beseitigen, so kann uns auch geholfen werden. Diese sind nun:

1. Mangel an Bewegung der unteren Körperteile. Durch die Bewegung wird das Blut rasch, ohne dieselbe nur langsam weiter befördert. Tätige Füße werden daher gut, untätige mangelhaft ernährt und erwärmt. Während Briefträger, fleißige Turner, Soldaten fast stets warme Füße haben, sind Gelehrte, Beamte oder Schreiber, Schneider und Näherinnen, sowie bequeme reiche Leute, welche ausfahren, statt auszugehen, von kalten Füßen geplagt, trotz warmer Fußbekleidung, Teppichen u. s. w.

2. Enges Schuhwerk. Der Druck der Fußbekleidung auf alle Teile des Fußes preßt diesen ungebührlich zusammen, so daß derselbe im Laufe der Jahre mehr oder weniger verkrüppelt und schon hierdurch der Blutlauf gehemmt ist. Durch den Druck verengern sich die Blutgefäße auch dauernd, können alle, auch wenn der Druck aufhört, wie beim Schlafengehen nur wenig Blut aufnehmen. Da nun das Blut der Träger der Körperwärme ist und nur da volle Körperwärme entwickelt, wo es sich rasch und unbehindert verbreiten kann, so erklärt sich das Kaltsein der Füße in engen Schuhen von selbst. Wir sollten deshalb — da die Sitte einmal Fußbekleidung verlangt — vollkommen weites und bequemes, aber auch weiches Schuhwerk tragen, das die Füße nirgends einschnürt oder preßt.

3. Entziehung von Licht, Luft und Wasser. Unsere Füße sind in beständiges Dunkel gehüllt; wir „schützen“ sie sorgfältig vor der Luft, und doch sind das Sonnenlicht und die freie Luft allen Lebewesen, mit Ausnahme der allerniedrigsten Tier- und Pflanzengattungen, unentbehrliche Lebens Elemente. Gewähren wir daher ebenfalls den Füßen ihr Anrecht auf Licht, Luft und Wasser.

Wer an chronischen kalten Füßen leidet, sollte deshalb in den Sommermonaten möglichst oft Abreibungen vornehmen und die Füße der Einwirkung von Luft und Licht aussetzen.

Etwas über Schönheitspflege.

Als eines der hauptsächlichsten Konservierungsmittel der Schönheit und Elastizität der Haut ist die Gewohnheit, der warmen Waschung ein kaltes Nachspülen folgen zu lassen, und die Vorsicht zu beachten, nach jedem Waschen die Haut so trocken als möglich zu reiben und es dann zu vermeiden, den Teint sogleich der freien Luft auszusetzen. Den Schmutz des Haares sollte man sich stets zu bewahren suchen. Künstliche Mittel pflegen nicht viel zu helfen, oft schaden sie sogar; eine sorgfältige und naturgemäße Pflege dagegen bleibt nie unbelohnt. Fleißiges Kämmen und Bürsten ist erste Bedingung; ebenso Waschen des Haarbodens. Geschieht letzteres regelmäßig alle vier Wochen, so genügt es vollständig. Dazu nimmt man lauwarmes Wasser, seift den Kopf sanft aber gründlich mit Teerseife ein und spült erst mit lauem, dann kaltem Wasser die Seife vollständig ab. Das Haar trocknet man mit feinen weichen Tüchern und vermeidet nach dem Trocknen jede Zugluft. Eine schöne, schmale Scheitelabteilung erhält man sich am längsten durch öfteres Zerlegen der Scheitel-Linie, um eine Wengigkeit nach rechts oder links.